Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **5 (1927-1928)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

V. JAHRGANG, Heft 2/3 Juni 1927
Preis der Einzelnummer Fr. —.80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Barth, iur., Riedtlistraße 85, Zürich.
Walter Scholl, iur., Kilchberg.
VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

THEODORE DURET UND DER FRANZÖSISCHE IMPRESSIONISMUS.

Noch im verflossenen Jahr starb der letzte große Vertreter und eigentliche Pate impressionistischer Malerei, der letzten Glanzepoche einer wahrhaft europäischen Kunst; inzwischen ist ihm auch ihr klassischer Darsteller in aller Stille ins Elysium gefolgt. Louis Vauxcelles (L'Art Vivant, Nr. 51) hat sich mit Recht über die Undankbarkeit der Welt beklagt, die beim Begräbnis Théodore Durets in Erscheinung trat: die Künstlerschaft, die Sammler, die Museumsleute, die Mitglieder der Zunft, der (französische) Staat, sie überließen diesen Voltaireaner, der zum Ruhm französischer Art und Kunst nicht wenig beigetragen hat, sang- und klanglos den Armen der Religion — ein Schauspiel, das ebenso beschämend wie merkwürdig war. . . . .

Geffroy ist Duret, nur ein paar weitere Wochen früher als Monet, dessen Leben er in breiter Ausführlichkeit beschrieb, im Tod vorangegangen — auch Gustave Coquiot lebt nicht mehr — es bleibt von diesem Kreis, der aus unmittelbarer Lebenskenntnis für die Impressionisten und ihre nähere Umgebung zeugte, von den Franzosen heute allein noch der Händler Vollard übrig, der uns noch in den letzten Jahren ganz entzückende Kunstbücher geschenkt hat.

Théodore Duret verfügte über das natürliche Talent des Schreibens, das man den Weltleuten der italienischen Renaissance nachrühmt. Auch er war kein berufsmäßiger Schriftsteller — wenn er und was er aber schrieb, wurde ein Stück Literatur.

Er gehörte zum Typus des innerlich vornehmen Weltmannes, der aus irgendwelchen Gründen resigniert (wohl auch aus geistiger Vornehmheit), nachdem er eine Zeitlang mit Talent gesinnungsvoll gekämpft, und für das ungelebte Leben anderswo Ersatz — die unrealisierte Tat in geistiger Sublimierung sucht. Darum erzählte er, erzählte in seiner Art machtvoll Bedeutendes und dieses mit der Ausgeglichenheit der äußeren und inneren Proportion, die ein Kennzeichen klassischer Schrift- wie Bildwerke ist.

Es hängt mit der französischen Kultur des 19. Jahrhunderts, mit Durets individueller Eigenart und seinen privaten Verhältnissen zusammen, daß er zwar weder Renaissancenovellen noch Romane schrieb, wohl — aber neben anderem — die „Geschichten" seiner Malerfreunde wie des Impressionismus als Schule erzählt hat. Hier sah er eine Macht, die es zu stützen galt, da sie nicht anerkannt war. Indem er sie auch im Historischen begriff, bewies er ihre Legitimität.

Manet und Whistler wie Courbet, van Gogh und Lautrec, wie die Gruppe der Monet, Renoir, Pissaro, Sisley, Guillaumin, Berthe Morizot, und wie Cézanne — sie wirkten im Anfang überraschend, revolutionär, gewissermaßen abenteuerlich, und da Duret mit ihren Angelegenheiten auf dem weitreichenden Forum von Paris auftrat, unterhielt und hielt er damit — gewissermaßen wiederum wie die Novellenschreiber der italienischen Renaissance — die geistige Elite einer ganzen Welt in Spannung.

Als Duret auf einer seiner weiten Reisen, wie er selbst erzählt, bezeichnenderweise in Madrid, durch einen Zufall Manet kennen lernte, stand dieser wie Zola, der eine der ersten Lanzen für ihn brach, einstweilen noch abseits, obwohl das „Déjeuner sur l'herbe" bereits gemalt und im Salon der Refusierten gezeigt worden war. Was Wunders! — Waren doch damals noch nicht einmal Corot und Courbet durchgedrungen; ja selbst Delacroix galt in den Augen der gewaschenen Historienmaler und Akademiker, die sich der Gunst des Staates und des großen Publikums erfreuten, ganz allgemein

noch als entgleister Künstler, der — in den Farben besonders — übertrieb.

Die Toten reiten aber schnell, und auch die Totgeborenen. Heute sehen wir dort die wahre Meisterschaft, wo eine frühere Generation nur das beunruhigend Neue, aufreizend Revolutionäre, das Sensationelle, Exaltierte, Skandalöse sah, und die Platzhalter falsch verstandener Tradition, die ja von jeher in Wirklichkeit das Faulbett ausgefahrener Konvention, mehr oder weniger routinierter Mittelmäßigkeit und Schwäche war, haben die Ehrensitze notgedrungen den einst andauernd Refüsierten eingeräumt. Duret war daran selber mit in erster Linie schuld, da er mit einem glücklichen Instinkt, mit echter Kennerschaft und materiellen Mitteln den guten Willen und eine sachlich klare, überlegene, fast zurückhaltend überlegte, doch völlig überzeugende und überzeugte Diktion verband — lauter Vorzüge und Eigenschaften, die ihn schicksalsmäßig zum Weggefährten der besten Maler seiner Zeit bestimmten — dergestalt, daß er gleichzeitig ihr kongenialer Darsteller geworden ist.

Man ist versucht, die Frage nach der grundsätzlichen Bedeutung des Vermittlers zwischen Kunst und Publikum hier einzuschalten. Anders, präziser ausgedrückt: Die Frage nach der Bedeutung der Kritik an sich, die von den Halbgebildeten und Händlern vielfach bloß als Geschäftsreklame eingeschätzt, von Künstlern als solche nur zu gern benützt und ebenso heiß begehrt wie hochmütig verleugnet wird, hat sie die undankbare Pflicht im Dienst der allgemeinen Wahrheit, die da in der Kunst auftreten will, getan?

Bainville („L'Avenir", 28. Januar 1927) äußerte sich zur Opportunität des Eintritts eines Journalisten in die französische Akademie sehr hübsch wie folgt:

> „Weder weiß ich, was ein Journalist, noch ein Romancier, noch ein Dramatiker ist. Ich kenne nur Schriftsteller. . . . . Verfasser von Prospekten, Anzeigen, oder was und in welch bescheidenen Regionen man immer will, sie können Schriftsteller sein. Und wiederum gibt es Autoren von Romanen oder gar Tragödien, die diesen Namen nicht verdienen."

Mir scheint, *mutatis mutandis*, gelte das auch anderswo. Was anderes ist Kritik als ein Teil des Schriftstellerberufs, der korrektiv wie positiv die Entwicklung des Geistes leiten, klären, mitbestimmen hilft. Als solcher ist sie auch der beste Freund der Kunst, womit sich allerdings nicht ohne weiteres identifizieren darf, wer nun einmal in Kunst „macht". (Bei uns hat Ed. Korrodi als Erster energisch die Rechte des kritischen Berufes angemeldet. Siehe seine „Literaturbriefe".) Tatsächlich hätten die besten Künstler der Moderne ohne die Diener am Wort den Sieg kaum je zu ihren Lebzeiten schon erfochten. Ja, schon die bloße Überlegung zeigt, daß die bildhafte Wahrheit, welcher Kunstkategorie immer sie verschwistert sei, geheimnisvoll, und nur zu oft ein dunkel drohendes Rätsel bleibt, bis sie dem Allgemeinen verknüpft und dem Besonderen verkettet, in ursächliche und logische Beziehung zum Vergangenen gesetzt, im atemgleichen Austausch mit dem Fluß der Gegenwart erkannt, bis ihr immanentes Gesetz, das neben Vorzügen auch seine menschliche Beschränkung, ja Schattenseiten hat, dem scheinbaren Zufall enthoben und als ein Notwendiges, in seiner bedingten Einmaligkeit Ewiges, wie in der schicksalhaften Gültigkeit Einmaliges, begriffen ist.

Solches herbeizuführen, ist das Privilegium des Worts, und ist Berufung wie Beruf. Neuer Beweis: das Genie selbst. Wie mancher Große suchte sich schon als Gelegenheitsschriftsteller über eigene und über fremde Nöte Klarheit zu gewinnen! Man wird einwerfen — ja, das sei ein Sonderfall. Gewiß, pflichten wir bei, und zwar ein Glücksfall, der vielfach glänzend f ü r die Regel spricht. Denn auch der Große greift zum allgemeinen Sprachbesitz der Dialektik, wenn er schreibend denken und redend überzeugen will.

Es war Delacroix' bescheidener Ehrgeiz, sich und den andern auch als kritisch abwägender Schriftsteller zu genügen, und mancher Essay verursachte ihm mehr Kopfzerbrechen als manch großes Bild. Trotzdem nahm er die Mühe mit in Kauf. Ein Beispiel, das nicht anzufechten ist, und das genügt. Kleinere haben es sogar fertig gebracht, indirekt zu beweisen, daß sie bessere Schriftsteller sind als das, wofür sie gelten wollen: dafür sei Maurice Denis angeführt. Wie es

von jeher Zeiten und Schriftsteller gab, die bedeutender waren als die geistigen Objekte ihrer Wahl.

Duret wirkte auf seine Weise positiv, indem er sich an das zunächst verkannte Positive hielt. Das war schon eine Tat für sich, die allerdings jenseits aller akademischen Sphären liegt. Die andere liegt in der souveränen Darstellung, womit er Baudelaires Erbe weiterführt, wenn er auch mehr der klassischen Tradition entspricht. Seine Bücher genügen aufs schönste der Forderung, die Heinrich Wölfflin dahin formuliert:

> „Das Natürlichste wäre, daß jede kunstgeschichtliche Monographie zugleich ein Stück Ästhetik enthielte."
> („Die klassische Kunst.")

Das Beste gab er in den Büchern über Manet — dessen Testamentsvollstrecker er war —, Whistler — dem er 1883 im Evening dreß mit einem Domino in rosa auf dem Arm und einem Fächer in der Hand (Malereinfällen Whistlers) zu einem eleganten Porträt stand, das heute im Metropolitan Museum in New York hängt —, „*Les Peintres impressionistes*" — worin er 1906 frühere Aufsätze ergänzt und endgültig redigiert herausgab — und Courbet — dem mit Manet seine erste Werbung galt. Daneben seien seine Werke über Renoir, Lautrec, van Gogh wenigstens erwähnt.

Duret ist gegen neunzig Jahre alt geworden. 1838 geboren, kam er früh in der ganzen Welt herum. Noch vor dem siebziger Krieg weilte er mit dem Baron Cernuschi in Ostasien, woher er eine rasch berühmt gewordene Sammlung an japanischen Drucken (heute in der Pariser Nationalbibliothek) mitbrachte, während sein Freund den Grundstock zu dem köstlichen Museum (gleichen Namens) am Parc Monceau legte, das heute ebenfalls zum Nationalbesitz gehört. Dort ist mit Recht auch Durets Büste aufgestellt — ein femininer, französisierter Böcklin-Kopf.

In jüngern Jahren war er auch politisch tätig. Unter dem französischen Kaiserreich arbeitete er an der Oppositionspresse mit und gründete selber ein Journal. Auch bei den Generalwahlen kandidierte er einmal — umsonst. Als die dritte Republik etabliert war, zog er sich von der aktiven Politik zu-

rück, die ihm sogar beinahe den Kopf gekostet hätte, nicht ohne über jene Jahre ein Geschichtswerk abzufassen.

Obwohl Duret seine Interessen wahrzunehmen wußte, machte er den internationalen Rummel, der später um die impressionistische Malerei anhob, nicht mit; doch wurde er von den Fachleuten aller Länder heimgesucht. Er hauste als Junggeselle bis zuletzt in einer wenig anspruchsvollen Bürgerwohnung, einem fünften Stockwerk an der zuletzt auch von Manet bewohnten Rue d'Amsterdam, wo er trotz früherer Liquidationen eine immer noch ganz erstklassige Bildersammlung hinterließ, die von Delacroix bis zu Utrillo reicht.

Hermann Ganz.

BERNHARD SHAW — LUIGI PIRANDELLO

Die Antithese Shaw—Pirandello ist nicht literarisch gegeben, sondern gewollt, mit Bewußtsein und Absicht konstruiert. Ebenso ist ihre zeitliche Folge nicht durch eine Kausalkette verknüpft und bedingt, stellt vielmehr ein rein zufälliges Nacheinander dar. Die europäische Pirandello-Mode hat die europäische Shaw-Mode nicht verdrängt; aber in einem Publikum, das die strenge rationalistische Schule des Iren durchgemacht hat, ist die nötige Empfindlichkeit für die irrationalen Tiefenschürfungen des Sizilianers erst recht erwacht. So gleicht die Shaw—Pirandello-Ablösung des modernen Bühnenprogramms eher einer mit kulinarischem Geschmack zusammengestellten Schüsselfolge einer Speisekarte, als dem notwendigen Ergebnis durchgreifenden geistigen Bedürfniswandels.

Nach Shaw mit seinen polternden, eckigen, scharfkantigen Menschen, die sich so unbeirrbar ihre Bahn im Diesseits zu brechen wissen, die das große Staunen über sich nicht kennen und denen keines der sieben Welträtsel den Schlaf raubt, erschien die unruhige, beunruhigende und irisierende Gestalt Pirandellos wie eine Neuentdeckung der vierten Seelendimension. Den Augen, die sich an das nüchterne Tageslicht Shaws gewöhnt hatten, tat das Dämmerlicht Pirandellos sehr wohl, und man naschte gar gern vom „Kaviar der Mystik", den

seine Schöpfung zur Genüge birgt, nachdem man der puritanischen Kost satt geworden ist.

Shaws Herkunft von Marx und der Sozialdemokratie ist im Laufe seiner Entwicklung vom Sozialreformer zum Bühnendichter immer dezenter in den Hintergrund getreten; ganz diesen Ursprung verwinden, hat sein Künstlertum weder vermocht noch angestrebt. So ist das Soziale Angelpunkt Shawscher Problematik und Dramatik geblieben, trotz gelegentlicher Vorstöße in das Absolut-Menschliche, in die Ebene ewig sich neuschürzender, urseelischer Konflikte, die wir angesichts ihrer schicksalhaften Unabwendbarkeit die „tragischen" heißen. Die Gestalt Shaws ist oft genug ein redendes, wenn auch geistreich redendes Parteiprogramm gewesen, als Abgeordnete einer sozialen Schicht hat sie Standesforderungen und Standesüberzeugungen verkündet, kurz: der bewußte Klassenmensch, dessen Klassenbewußtsein schon fast zur bestimmten Bewußtseinsklasse sich ausgebildet hatte, ist für Shaw charakteristisch. Das Aufeinanderprallen der Gestalten geschah in der Ebene sozialer Beziehungen; ihre Begegnung hieß Konfrontierung gesellschaftlicher Gegensätze, mehr oder minder ernste Spannung zwischen Ober- und Unterhaus. Daß es Shaw trotz dieser krassen Färbung und Tendenz gelungen ist, die europäische Bühne zu erobern, statt als Parteisekretär Statuten zu entwerfen und im besten Falle Massenmeetings zu adressieren, verdankt er weniger seiner schöpferischen Gestaltungskraft, die hölzern steife Absichtlichkeit in ein zwanglos heiteres Spiel umzubiegen vermöchte, als der Fähigkeit, Paradoxe zu entdecken und auszuschlachten, durch ein Blendwerk von Wortwitz über den Mangel an Situationskomik hinwegzutäuschen. Glänzende Talmi-Causerie und geistreichelnde Unterhaltung helfen dem Zuschauer mit Leichtigkeit vergessen, daß nicht metaphysische Wurzeln des Geschehens bloßgelegt werden, sondern ein soziologisch-ökonomisches Dilemma an einem lebendigen Objekt zur Demonstration gelangt.

Aber auch dort, wo Shaw sich mit kräftigem Schwung aus dem klebrigen Geflecht oberflächlich-sozialer, mit den Verhältnissen hinfälliger Konflikte gewaltsam löst, von der vergänglichen Zeitlichkeit abstrahiert, um eine wesentlichere Anti-

nomie auszuspüren, um hinter der zufällig räumlichen Kulisse die Kraft-an-sich am Werke zu zeigen, bleibt sein Geist oft genug im seichten Gewässer einer billigen Clowniade stecken.

Als Gegner jeglicher Sentimentalität und Gesühlsduselei, als nüchterner Wasser-Puritaner und erklärter Feind aller dionysischen Rausche spürt er sich durch die überschwenglich wuchernde Heldenverehrung zu heftigem Widerspruch gereizt: er wird zum Heldenentwerter. Mit der pathetischen Fanatik des Bilderstürmers zerschmettert er die volkstümlichen Gipsfiguren alter und neuer Heroen, da er den aufgebauschten Faltenwurf und die ausholende, weit ausladende Geste der Größe als unehrlich-maniriert und effekthaschend empfindet. Mit echter, keinesfalls erheuchelter Entrüstung zerstört er die Pose, wo er ihrer habhaft werden kann, um der Wahrheit, die er als normsetzender Ethiker trotz aller Skepsis als festen Maßstab in der Hand besitzen muß, zu ihrer ehrenvollen Nacktheit zu verhelfen. Aber für ihn ist die „Pose" mit dieser äußerlichen, großtuerisch-heldenhaften Gebärde eines Gernegroß auch vollständig erschöpft. Er kennt nur die mit selbstischer (also ökonomischer!) Täuschungsabsicht über ein irdisch-allzuirdisches Gerippe geworfene Purpurtoga, also nur die Lächerlichkeit der Pose, nicht aber ihre Tragik, wie sie Pirandello erschaut. Mit dem hellen Blick für Wesenstiefen begnadet, drang der Dichter Pirandello in Schichten, die dem Schriftsteller Shaw ewig versagt bleiben werden. Er deckte die Gefühlspose und die hohle Phrase auch dort auf, wo sie nicht egoistischen Nützlichkeitsursachen entspringen, vielmehr vom menschlichen Bedürfnis nach Selbstrechtfertigung herrühren, vom ewigen Drang des Geistes, sein eigenes Urbild makellos genießen zu können. Shaw hat die Perfidie und die Gemeinheit der Lüge zu brandmarken gewußt. Aber welcher Lüge? Der „bourgeoisen" oder „heldenhaften", der „religiösen" oder „staatlichen"; hat also nur an die sozialgewachsene und im Sozialen verwurzelte Lüge gerührt. Er zeigt die Lüge des kleinen Mannes, die auf irgend eine Annehmlichkeit abzielende Unwahrheit des armen Schurken, die der hedonistischen Versuchung erliegende Tugend des Besitzlüsternen — das ist die Lüge, wie man sie aus der Perspektive einer

sozialistischen Rednertribüne erblicken mag. Ihr ist durch eifrige Aufklärungsarbeit und soziale Reform vollständig beizukommen; sie ist durch eine gerechtere Güterverteilung völlig aus der Welt zu schaffen.

Das ist nicht die „tragische" Wahrheitsscheu, die unausrottbare, weil das Phänomen Menschenpsyche als integrierender Bestandteil konstituierende, wie sie uns Pirandello an seinen Gestalten aufgezeigt hat. „Die Nackten kleiden" — das ist der unausrottbare Drang nach Selbsttäuschung, nach der Verlogenheit, die man sich wie eine Schutzmaske vor das eigene Antlitz preßt, um seinem zweiten oder dritten Ich, seinem Gewissens-Ich zu entfliehen, um mit imaginär-untadeligen Beweggründen wie mit gefälschten Ausweispapieren eine befristete Scheinexistenz führen zu können. Pirandello ist mühelos in das gleiche Inferno hinabgestiegen, das der Psychoanalytiker Freud erst nach schweren Kämpfen, mit dem ganzen Arsenal moderner Seelenforschung ausgerüstet, zu entdecken vermochte. Pirandello ist kein Psycho-loge, keiner, der psychische Gesetzmäßigkeiten aufgedeckt zu haben glaubt, weil begrifflich fixierte Gesetzmäßigkeit die ungeheure Dynamik des Psychischen und seine rastlose Wandlungstendenz unnatürlich erstarren läßt. Die Bergson'sche „*vis vitalis*" ist von Pirandello fast visionär erschaut und konzipiert worden, und ihr chaotisch-unbezähmbar dahinbrausender Strom sprengt rücksichtslos das irdene Gefäß Menschenwesen.

Wie puppenhaft unwahr, wie rohgeschnitzt und schematisch erscheint die Shaw'sche Verkörperung des Normalmenschen, der so vortrefflich nach Ursache und Wirkung zu reagieren vermag, daß man fast das Surren des eingebauten ehernen Federwerkes zu hören vermeint. Wie so ganz flächenhaft erscheint das Geschöpf Shaws, dessen geistige Bewegungsfreiheit auf den engen, durch die trivialsten Grundbegriffe eines älteren Lehrbuches der Psychologie abgesteckten Kreis beschränkt bleibt, hält man eine vage Gestalt Pirandellos daneben. Seinen theoretischen Überzeugungen gemäß (niedergelegt im Buche L'umorismo) setzt Pirandello der „idealisierenden" Kunst, die eine Kohärenz des Charakters hypostasiert, eine „humoristische" Kunst entgegen, die den Charakter in seine Elemente

zu zerlegen bestrebt ist, seine Grundbestandteile auflöst, „die Seele“ als eine Mehrzahl inkongruenter, ewig hadernder Seelen nachweist. Hier erst, im Werke Pirandellos, geschieht die letzte, nicht mehr zu überbietende Relativierung der psychischen Phänomene, nicht bei Shaw, der mit genialer geistiger Fingerfertigkeit verblüffende Taschenspielerkunst treibt.

Dem robusten Optimismus und der überschwenglichen Tatenfreudigkeit, die den reformgläubigen Shaw kennzeichnen und seinem Skeptizismus erst die wuchtige Durchschlagskraft verleihen, wie den festen Grund und Boden für seine sozialen Bestrebungen abgegeben — dieser selbstzufriedenen Sicherheit des ganz diesseitigen, ganz heidnisch-unmetaphysischen Menschen versetzt Pirandello einen eleganten Nasenstüber von erschütternder Bedeutung. Dies geschieht dadurch, daß Pirandello den für Shaw unentbehrlichen kausalen Zusammenhang eines realistisch-naiv aufgefaßten Bewußtseins mit der sichtbar werdenden Tat als fragwürdig erscheinen läßt. Wohlverstanden: Dieser Nasenstüber geschieht nicht mit Absicht und nicht in der Realität, wo Shaw und Pirandello nie einander begegnen können, um einen Kampf auszutragen — sie haben geistig keinen gemeinsamen Schnittpunkt —, sondern erst hier, in dieser durch beide gelegten Ebene.

Die irrationalen Momente im Pirandello'schen Menschen, die ihren Handlungen den Aspekt des Traumhaften, Erdfernen, Wunderlichen verleihen, gestatten ihm aber auch die Dehnung in die letzte Dimension, die dem Künstler aufgegangen ist: in die meta-physische Tiefe. Die Vierdimensionalität verbürgt der Gestalt eine höhere Lebendigkeit, eine totalere und erschöpfendere Existenz als der scheinbar plastischen Figur Shaws, die mittels lebhafter Gebärde Agilität und Raum vortäuscht. Pirandello wird mit seinen Menschen viel schwerer und viel weniger fertig als Shaw; ja er vermag ihrer oft genug überhaupt nicht mehr Herr zu werden, vermag nicht mehr, die Geister zu bannen, die er heraufbeschworen — wie gewöhnlich ein Beweis dafür, daß es e c h t e Geister sind. Pirandello gewährt seinen Personen, sobald er sie in die Welt gesetzt hat, die uneingeschränkte Gewissens- und Handlungsfreiheit, während Shaw mit drohender Zuchtrute ununterbrochen hinter

seinen Gestalten her ist, damit sie nicht aus der eingedrillten Rolle fallen, und die Witze rechtzeitig und mit gehöriger Leichtigkeit hervorsprudeln. Die Personen Pirandellos emanzipieren sich sofort von der Vormundschaft ihres Erzeugers, treten gar oft als dem Autor gleichberechtigte Wesen in die Erscheinung, knospen immer neue Konflikte, lassen sich auf eigene Faust in gefährliche Seelenabenteuer ein und wachsen so ihrem Schöpfer über den Kopf. Pirandello aber läßt sie gewähren, verfügt sich als bescheidene Nebenperson in den Hintergrund, läßt von Zeit zu Zeit eine kommentierende Randbemerkung fallen oder leuchtet mit kalt loderndem Feuer (Pyr heißt griechisch Feuer, Pirandello — der Feuerträger) in schlummerige Seelenecken hinein. Shaw aber behält seine Gestalt am Gängelbande der Absicht; nie löst er die Nabelschnur, die sie an ihn bindet; nie schenkt er ihr einen eigenen Kreislauf, eine selbständige Respiration, ein geistiges home-rule.

Das Leben hat bei Shaw kaum noch den Wert einer abgegriffenen Spielmarke, eines Gutscheines auf die zukommende Portion Glückseligkeit. Nie bricht über ihn die Vision des Schicksalhaften herein; selten nur streift ihn die Ahnung vom Jenseits dieses schmalen Grates Wirklichkeit, auf dem wir mit nachtwandlerischer Sicherheit einherspazieren. Von allen fluktuierenden Seinsinhalten, die wir durch das Mittel begrifflicher Fixierung festzuhalten trachten, ist keiner so vieldeutig-schwankend, wie der Inhalt, für den wir das Wort Wirklichkeit gesetzt haben. Die Spaltung der Persönlichkeit, ihre tiefgreifende Schichtung und Zerklüftung, die erst bei Pirandellos künstlichem Rampenlicht sichtbar werden, lassen jede Situation unwirklich erscheinen, weil plötzlich ungeahnt tolle Arabesken aus dem Schatten treten und die gewohnten Konturen des Alltagsschemas, das wir in stillschweigendem Einverständnis als „wirklich“ zu bezeichnen uns vereinbart hatten, zerstören und aufheben. Man dürfte, ohne sich eines Shaw'schen Paradoxes schuldig zu machen, behaupten, daß diese „Wirklichkeit“ das unwirklichste Ding von der Welt ist, und es war, unter künstlerischem Gesichtswinkel betrachtet, Shaws Untiefe, wohl den Schein verflüchtigt, aber die Wirklichkeit als bare Münze angenommen und sie als solche ausgegeben zu haben.

„Gestalten von Fleisch und Blut, mit dem gesunden Menschenverstand zureichend dotiert, mittels eines sichtbaren Geäders von Beziehungen an die Umwelt geknüpft“ — was könnte uns besser den Shaw'schen Bühnenmenschen charakterisieren —, und was könnte uns weniger einleuchten, seitdem wir gelernt haben, daß der gesunde Menschenverstand eine krankhafte Ausnahme darstellt, und daß die Beziehungen unserer Innenwelt zur Umwelt, der Familie, der Sitte und der Landschaft derartig subtilen Charakters sind, daß man sich über ihre wahre Bedeutung nur mühsam Rechenschaft abzulegen vermag, geschweige denn ihre Sichtbarkeit mit ihrer Wirksamkeit zu identifizieren berechtigt wäre. Es ist Pirandellos Stärke und Schwäche zugleich, daß er von der Vieldeutigkeit des Wesens Mensch nicht abstrahiert, sondern immer wieder ihr gerecht zu werden versucht. Seine Stärke — weil diese Erkenntnis für seine Blickschärfe zeugt, seine Schwäche — weil dieses Wissen dem Künstler die Sicherheit raubt, ihm Sackgassen und Irrgärten verwirrend klar vor Augen rückt. Dieser Gefahr des Alles-berücksichtigen-wollens ist Pirandello oft genug erlegen, indem sich das wuchernde Gerank von Nebensächlichkeiten auf der Szene breit macht und die treibenden Kräfte vom Zuschauer mühsam festgehalten werden müssen, um das Geschehen überhaupt verfolgen zu können. Aber auch das liegt vielleicht an der falschen Erziehung des Menschen, der sich an die täuschende Einfachheit der Oberfläche gewöhnt hatte und nun gewaltsam dazu angehalten werden muß, feinere Fäden zu entwirren und sublimere Gefühlsverrenkungen aufzuspüren. **Marcus Joffe.**

AJACCIO.

Es ist Nacht. Gleichmäßig ertönen die Schläge der arbeitenden Schiffsmaschinen. Jede Kabine ist von Reisenden besetzt; selbst im Speisesaal liegen die Leute den Wänden entlang auf den Bänken und schlafen. Ich steige aufs Deck. Ein kalter Windzug macht mich erschauern. Neugierig schweifen meine Blicke dorthin, wohin das Schiff seinen Kurs nimmt. Aber es ist noch nichts zu sehen. Langsam tagt es. Ruhig

fährt das Schiff durch die kleinen, spielenden Wellen. Einen dunkeln Streifen erblicke ich im Osten — Korsika, die Insel der Schönheit. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, aber es ist heller geworden. Eine Stunde später liegt die Insel wie eine Mauer vor den Blicken. Deutlich kann ich Einzelheiten unterscheiden, und der schneebedeckte Monte Conto glänzt in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Wiederum verstreicht einige Zeit. Die Passagiere sammeln sich auf dem Deck, um sich die eindrucksvollen Augenblicke der Einfahrt in den Golf von Ajaccio nicht entgehen zu lassen. Bei den Iles Sanguinaires ist er erreicht. Nicht weit von den vier kleinen Inseln weg grüßt uns der genuesische Turm auf dem Cap de la Parata, als ein Zeichen, daß Korsika einst schlimme Zeiten hatte; früher ein trotziger Wächter am Eingang des Golfes, heute ein friedlicher Turm, der nur noch den Stürmen seinen Trotz entgegenstellt. Der vielbesungene Golf von Ajaccio! Da liegt er nun in seiner unbeschreiblichen Schönheit vor uns, Wohin soll man die Blicke lenken? Aufs Meer, an die Küste oder an die Berge hinauf oder zu der in der Ferne sich zeigenden Stadt? Die Küste sieht wild aus; nur weniges Grün belebt die Felsen des sanft ansteigenden Abhanges, der bis zu einer Höhe von 770 Meter hinaufgeht. Noch etwa zehn Kilometer, dann ist das Ziel erreicht. Der Anblick der Küste wird erfreulicher. Kaum kann man das Chalet du Scudo des Grafen Pozzo di Borgo erkennen; doch bald bemerkt man die Oliven- und Orangenbäume beim Pavillon Ariadne, die sich eines so guten Rufes erfreuen. Vereinzelte Häuser erscheinen; darauf folgt der ausgedehnte Friedhof von Ajaccio mit seinen unzähligen Mausoleen. Wie man an der griechischen Kapelle vorbeigefahren ist, belebt ein Häusermeer den Strand — Ajaccio. Eine Stunde später bin ich im Begriffe, einen Gang durch die korsische Hauptstadt zu machen.

Ajaccio, mit seinen 23,000 Einwohnern, ist nicht die größte Stadt von Korsika. Aber auch in jedem andern Sinne hat sie in Bastia eine mächtig aufstrebende Konkurrentin. Ein Hauptvorteil ist die Ruhe, das milde Klima und die windgeschützte Lage Ajaccios. Deshalb hat sie auch Aussicht einmal ein Winterkurort zu werden; doch fehlt es bis jetzt noch an allem, was

zu einem Kurorte gehört. Spaziergänge in der Stadt sind durchaus nichts Erfreuliches und am Strande findet sich nur eine dürftig ausgestattete Promenade, die nicht einmal staubfrei ist. Und doch, es würde schade sein, wenn es anders wäre. Der letzte Rest korsischer Eigenart würde mit der Schaffung eines Kurortes verschwinden. Der größte Platz Ajaccios, der Place du Diamant, läßt sehr zu wünschen übrig; eine größere Leerheit könnte darauf sicher nicht herrschen. Die einzige Zierde bildet eine dem Meer zugewandte Reiterstatue Napoleons, umgeben von seinen vier Brüdern. Das ist alles. Kein Rasen, kein Brunnen, keine Wege, nur ein kahler, staubiger Platz. Auf einer ins Meer vordringenden Landzunge steht die alte Stadt, die das Armenviertel und die aristokratischen Häuser zugleich in sich aufnimmt. Hier in diesem Viertel, in dem mit „Maison Bonaparte" bezeichneten Hause, wurde am 15. August 1769 Napoleon geboren. Natürlich hat man noch dieses und jenes als Erinnerung an die Geburt des Korsen aufbewahrt, aber viel sieht man nicht. In der naheliegenden Kathedrale wird einem der Stein gezeigt, auf dem Napoleon getauft wurde. Auch sonst gibt es noch einige Erinnerungszeichen an ihn, wie die außerhalb der Stadt liegende Napoleon-Grotte, wo der junge Bonaparte geträumt haben soll. Im übrigen bietet die Stadt nicht viel Interesse, vielleicht noch der Palais Fesch, benannt nach dem Kardinal Fesch, des Onkels Napoleons. Das Gebäude bietet Platz für die städtische Schule, für die ungefähr 40,000 Bände umfassende Bibliothek, für ein Museum, dem ein kleines, naturhistorisches Kabinett angegliedert ist, und für die kaiserliche Kapelle, wo unter anderem die Mutter Napoleons begraben liegt.

Ein unvergleichliches Bild der Schönheit wird aber einem erst geboten, wenn man sich außerhalb der Stadt begibt, vielleicht zu dem auf 650 Meter Höhe liegenden Château Pozzo di Borgo hinauf, das mit Steinen der Tuilerien aus Paris 1886 aufgebaut worden ist. Unten das sanfte, anmutige Tal der Gravona, der in den Strahlen der Sonne glitzernde Golf und in der Ferne, gegen die Insel hinein, die wilden trotzigen Berge mit ihren schneegekrönten Gipfeln. Alles ist beisammen! Was man während einer Reise von Nordafrika zu den Alpen hinauf

sehen kann, ist hier möglich, in wenigen Stunden zu durchwandern. Das gehört zu den vielen Geheimnissen, die die Schönheit der Insel hervorzuzaubern vermag. Es ist eine eigenartige Schönheit; aber sie übt einen merkwürdigen Reiz auf den Beschauer aus, so daß er sich immer wieder auf die Insel und vor allem in den Golf von Ajaccio zurücksehnt, auf diese Insel mit ihrer wilden Schönheit. **Hans W. Hartmann.**

AKADEMIKER IM BETRIEBSDIENST DER BUNDESBAHNEN.

In einer allgemeinen Dienstvorschrift vom 30. April 1927 hat die Generaldirektion der Schweizerischen Bundesbahnen die Aufnahme von Anwärtern mit abgeschlossener akademischer Bildung für den Eisenbahnbetriebsdienst erstmals abschließend normiert. Die darin aufgestellten Grundsätze, die nur auf Absolventen von Hochschulen Anwendung finden sollen, zeugen für das Bestreben der Generaldirektion, für den höheren Betriebsdienst einen gutgeschulten Nachwuchs heranzuziehen. Dabei ist aber keineswegs beabsichtigt, diese höheren Betriebsstellen mehrheitlich mit Akademikern zu besetzen, da die Aufstiegsmöglichkeiten des fähigen Personals der S. B. B. nicht geschmälert oder ausgeschaltet werden. Die Generaldirektion strebt vielmehr ein gemischtes System an, das dem Akademiker die Möglichkeit gibt, in einem abgekürzten Verfahren den Betriebsdienst von der Pike auf kennen zu lernen, um ihn dann in freien Wettbewerb mit dem dienstvertrauten Personal treten zu lassen. Damit wird dem demokratischen Prinzip der Staatsbahn Rechnung getragen, das eine Auslese der Besten auch für die Regiebetriebe verlangt. Der Kreis der miteinander in Wettbewerb tretenden Personen wird bedeutend erweitert, so daß an die Spitze des Betriebes Leute gestellt werden können, deren Charakter und Fähigkeiten sie in den verschiedenen Dienstzweigen durchgesetzt haben. Da die vorliegende Dienstvorschrift eine Erweiterung der akademischen Berufsmöglichkeiten darstellt und besonders den Studierenden der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, sowie der Eidgenössischen Technischen Hochschule neue Wege weist, skizzieren wir

kurz den Plan, nach welchem der akademische Anwärter in den Eisenbahnbetriebsdienst eingeführt werden soll.

Voraussetzung zur Zulassung, die beschränkt ist und über welche die Generaldirektion entscheidet, sind die an einer Universität oder technischen Hochschule abgeschlossenen Studien. Nach der Aufnahme wird der Anwärter einem der drei Eisenbahnkreise zugeteilt, wobei zur fremdsprachlichen Ausbildung Versetzungen vorgenommen werden können. Die praktische Ausbildung beginnt mit einer sechsmonatigen Lehrzeit im Stationsdienst, die zugleich als Probezeit für die Eignung dient. Nach Ablauf der Lehrzeit ist die ordentliche Wahlfähigkeitsprüfung des Betriebspersonals zu bestehen, um zum Praktikanten vorzurücken. Die Praktikantenzeit dauert 30 Monate und dient zur systematischen Einführung in sämtliche Dienstzweige. Nach der Beschäftigung als Stationsgehilfe kommt der Praktikant auf eine größere Güterexpedition zur Ausbildung im Güter- und Zolldienst. Die Organisation des Bahnhofdienstes lernt er als Souschef eines größeren Bahnhofes kennen; zum Schluß der Praktikantenzeit wird er in selbständiger Stelle als Leiter einer Station erster Klasse beschäftigt. Bei Bestehen der für das Betriebspersonal vorgeschriebenen Prüfungen erfolgt die Anstellung auf Amtsdauer in der Eigenschaft als Betriebsassistent auf dem Zentralbureau eines Betriebschefs oder des Oberbetriebschefs.

Die Entschädigung während der Lehrzeit steigert sich von Fr. 7.— auf Fr. 9.— im Tag, während in der Praktikantenzeit die monatliche Besoldung von Fr. 350.— auf Fr. 500.— ansteigt. Die Fahrbegünstigungen finden eine besondere Regelung.

Die von der Generaldirektion angestrebte Lösung, die dem akademischen Anwärter einer höheren Betriebsstelle das Opfer einer dreijährigen Lehr- und Praktikantenzeit auferlegt, ihm dafür aber schöne Erfolgsmöglichkeiten in Aussicht stellt, verdient Anerkennung. Daß es einige Überwindung kostet, nach Abschluß der Studien den angedeuteten Weg zu gehen, und daß viel Charakter, ein natürlicher Takt und praktische Fähigkeiten zum Gelingen notwendig sind, soll hier nur nebenbei bemerkt werden. **Fritz Wanner.**

UM PANEUROPA ZUM WELTFRIEDEN.

Unter den Friedensvereinigungen ist die Paneuropa-Bewegung weitaus die populärste und wichtigste Gruppe. Aus utopischen Anfängen in einer Zeit voller Wirren hat sich diese Bewegung mit erstaunlicher Schnelligkeit zu einem Machtfaktor emporgearbeitet, der geeignet erscheint, die vielgerühmte und vielgelästerte *opinion publique* dauernd zu beeinflussen. Die ethische Kraft, die dieser Bewegung innewohnt, ermöglichte diesen großen Aufschwung; die praktische Verwendung und prägnante Ausdrucksweise ihres Initiators Coudenhove-Kalergi bringt immer neue Anhänger. Paneuropa ist eine notwendige Voraussetzung für den Weltfrieden. Auf rein wirtschaftlicher Grundlage ist Paneuropa heute möglich, als politische Forderung gestellt, nächstes Ziel. Die wirtschaftliche Einigung Europas, somit die Abschaffung der Zollgrenzen, die Vereinheitlichung der Industrie und Landwirtschaft, die engere Bindung des Handels innerhalb Europas sind das Ziel des wirtschaftlichen Paneuropas. Vor drei Jahren war dasselbe Paneuropa Utopie; heute ist es fast Wirklichkeit. So wird es auch dem politischen Paneuropa ergehen. Heute ist es Utopie; in nicht allzu ferner Zeit wird es Wirklichkeit. Doch müssen alle vorhandenen Kräfte mitarbeiten an diesem großen Friedenswerke. Paneuropa soll eine Stütze des Völkerbundes, eine Grundlage für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens werden. Der Brandherd der Welt soll gelöscht und gereinigt werden, und auf ihm soll die gereinigte Flamme des Friedens brennen.

Die Genfer Weltwirtschaftskonferenz hat uns gezeigt, daß der Weg der wirtschaftlichen Verständigung der Welt über Paneuropa führt. Die Probleme der Weltwirtschaftskonferenz waren vornehmlich europäische Probleme. Die Ergebnisse der Weltwirtschaftskonferenz sind heute nicht abzuschätzen. Praktische Lösungen aller Probleme hat sicher niemand erwartet, aber Sondierung und Abklärung der verschiedenen Meinungen. Und dieses Ziel ist erreicht worden. Es ist nicht hier der Raum, um über die Ergebnisse der Weltwirtschaftskonferenz zu sprechen. Ich will nur betonen, daß die Weltwirtschaftskonferenz der große Schritt zur Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa war.

Wenden wir uns nun der Betrachtung des heute gangbaren Weges zu Paneuropa zu, nämlich des Weges der wirtschaftlichen Verständigung Europas. Diese Etappe auf dem Wege zum Weltfrieden ist einmal nicht zu umgehen. Organisch aufbauen heißt in unserem Falle Paneuropa schaffen. Die Abschaffung der Zollgrenzen und die Vereinheitlichung des Handels und der Industrie sind das erste Ziel Paneuropas. Auf dieser Grundlage wird auch der Völkerbund basieren müssen. Die Erfahrung der letzten Jahre hat uns gezeigt, daß ein Völkerbund, wie er heute besteht, noch weit davon entfernt ist, ein wahrer Friedensbewahrer zu sein. Die Macht und das Ansehen des Völkerbundes haben durch die Vorkommnisse der letzten Monate stark gelitten. Es gilt, den Völkerbund zu stärken. Die kontinentale Gliederung wird abgelehnt; aber niemand ist imstande, einen besseren Weg zu weisen. Die Bildung der Weltmächte, besser der Staatengruppen mit gemeinsamen wirtschaftlichen und kulturellen Interessen, wie z. B. das britische Weltreich, Amerika, Ostasien, das russische Reich, zwingt auch Europa zu engerer Bindung. Es ist eben notwendig, daß Paneuropa neben Panbritannien, Panamerika und Panasien entsteht. Eine Gefahr für den Weltfrieden besteht hierin nicht. Die Markierung der Interessengebiete sind wohl eine große Reibungsfläche; der Friedenswille der Völker ist aber das Öl, das die Reibung vermindern wird. Und dieser Wille zum Frieden ist heute groß und bestimmend. Auf diesem Willen, dem Willen der Völker, beruht Paneuropa, beruht Panamerika, Panbritannien und Panasien. Gewiß darf eine Andeutung dieser Interessensphären niemals ein Grund zu Feindseligkeiten werden. Es wird eine engere Bindung innerhalb dieser Interessengebiete angestrebt, aber nur um eine Bindung mit den anderen Gruppen möglich zu machen. Die organische Entwicklung darf nicht zusammenhanglos vor sich gehen. Auch so die organische Entwicklung des Weltfriedens: Diese muß Etappen durchlaufen, um zum Ziele gelangen zu können. Eine solche Etappe ist Paneuropa.

Paneuropa als Gemeinschaft souveräner Staaten, ist erreichbar auf dem Wege der wirtschaftlichen Bindung — diese Bindung wieder durch Bildung gemeinsamer Produktions- und

Absatzorganisationen. Wo günstige Grundlagen hiezu fehlen, dort müssen sie eben geschaffen werden. Gerade so werden Kartelle in jenen Industrien gebildet, die zur weiteren Existenz dieser Einrichtungen bedürfen. Paneuropa, begünstigt durch derartige regionale Bindungen, hat die Vorbedingung zu seiner Existenz noch nicht vorgefunden. Diese Vorbedingung ist die Schaffung der europäischen Wirtschaftseinheit. Und diese wird in Kürze angebahnt werden.

Wir Studenten haben auch hier eine große Aufgabe: nämlich das Problem Paneuropa zu studieren. Wer von uns gewillt ist, dieses Studium zum Gegenstande seiner speziellen Arbeiten zu machen, der erfüllt eine Pflicht: Die Pflicht gegen den Mitmenschen, für den Weltfrieden zu arbeiten.

Emil H. Fussek.

DIE DEUTSCHE STUDENTENSCHAFT.

Auf den ersten Blick erscheint die deutsche Studentenschaft als ein verkleinertes Abbild jener Kampf- und Machtgruppen, deren Gegensätze das Leben der Nation beherrschen. Nahezu alle Parteien, alle Konfessionen und Weltanschauungen, alle Wirtschaftsgruppen finden sich in Korporationen, Vereinen, Verbänden und Fachschaften auf den Universitäten wieder. Nach ihrer geistigen Haltung lassen sich jedoch diese zahlreichen Vereinigungen fast ausnahmslos auf zwei Linien bringen. Die eine Richtung, am stärksten vertreten durch die Korporationen, hat es noch nicht verstanden, sich mit der neugeschaffenen politischen und geistigen Lage in Deutschland und Europa abzufinden. Sie betet noch immer ihre durch Jahrhunderte gepflegten Ideale an und sieht nicht, daß aus diesen alles Leben gewichen ist. Selbst in den eigenen Reihen erheben sich von Zeit zu Zeit warnende Stimmen, welche auf den unwirklich-romantischen und überwiegend formalen Charakter dieser Ideale hinweisen. Doch bleibt es beim Alten. Die andere Richtung, vor allem bestimmt durch die Jugendbewegung, empfand in Anbetracht der Fülle der Aufgaben, welche der angebrochene Abschnitt Welt- und Menschheitsgeschichte mit sich bringt, jene Ideale, welche nur in der Enge gedeihen

können, als belastend und hemmend und wuchs den neuen zu, die weniger Ideale, als Aufgaben, Hingabe, Dienst sind.

Aus der geistigen Haltung beider Richtungen innerhalb der deutschen Studentenschaft erklärt sich die sehr verschiedene Art ihrer Betätigung.[1]) Während man in den neuzeitlich eingestellten Kreisen eine „Fülle der Zeiten" kommen sieht und freudig bereit ist, am Aufbau des Neuen positiv mitzuarbeiten oder mindestens jenen Tag, der das ermöglicht, herbeisehnt, bleibt man auf der anderen Seite im Negativen stecken. Man wird nicht müde, zu nörgeln, ergeht sich in billigem Gespött über die Republik und alle Versuche, dem Neuen zum Durchbruch zu verhelfen, verharrt in einer ewigen Opposition, die zum Heldentum erhoben wird. Diese Haltung ist tief tragisch zu nennen. Den man glaubt hier, tatsächlich dem Deutschtum gegenüber eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Man hält sich für besonders national und darum berufen, das Deutschtum von „feigem Internationalismus", die „deutschen Brüder von sozialistischen und ähnlichen Illusionen" zu befreien. Man glaubt, die Rolle jener Burschenschaft zu spielen, die vor rund hundert Jahren für ein einiges Reich und die geistige Freiheit in Deutschland kämpfte, während man doch genau die entgegengesetzte spielt: die der Reaktion. Dort war wirkliches Heldentum, wo man mit dem Arbeiter und Bürger Schulter an Schulter kämpfte. Hier aber ist ein künstlich gezüchtetes sogenanntes Heldentum, kleindeutsche Kraftmeierei. Man sehnt sich im stillen förmlich nach einem neuen Krieg, um durch Heldenkampf und Heldentod beweisen zu können, wie sehr man das Vaterland liebt. Und weiß nicht, daß es zum Heldentum gar nicht besonderer Gelegenheiten bedarf, daß jeder Tag und jede Stunde heldenhaft gelebt und mit Heldentum erfüllt werden können. Daß eine neue Zeit

---

[1]) Unbeschadet vieler löblicher Einzelerscheinungen und Bestrebungen im Lager der zum neuen Staat ablehnend eingestellten Kreise und unbekümmert um unerfreuliche Entgleisungen in jenem der bejahend eingestellten, abgesehen auch von jenen Studentengruppen, die sich noch nicht zu einer klaren und unzweideutigen Einstellung durchgerungen haben, ist hier selbstverständlich nur von den vorherrschenden Kräften beider Richtungen die Rede, von solchen, welche die jeweilige Richtung bestimmen, und von den Richtungen selbst.

ein anderes Heldentum erfordert, daß heute ein Heldentum in Schwert und Harnisch oder mit Panzerauto und Kanonen sinnlos und lächerlich ist, scheint man dort nicht begreifen zu können. Es ist zu beklagen, daß so viel reine Begeisterung, so viel heiliger Glaube in dem Maße irregeleitet werden konnten. Wieviel schöne frische Kraft wird hier verpufft im Kampf gegen eine neue Kultur und eine neue Zeit, die doch heraufwachsenl

Nicht weniger tief als die Verirrung im Politischen ist die im Vitalen und — beide umfassend — im Kulturellen überhaupt zu beklagen. Es wurde bereits angedeutet, daß diese Jugend noch an „Ideale" glaubt, die in Wahrheit Phantome sind. Noch immer gilt der tapferste Zecher und der zerhauenste Kumpan als der Held. Es ist keine Seltenheit, daß der Stolz, mit dem Burschenband, bunte Mütze und Schmisse zur Schau getragen werden, geistig hochstehenden Menschen ein Lächeln abnötigt. Noch immer singt man die Lieder von der Qualität der: „Bruder, trink einmal, du bist ja noch so jung!", „Bier her, Bier her, oder ich fall um!", „Es leben die Studenten wohl in den Tag hinein" etc.; Burschen-„herrlichkeit" in Bier- und Tabakdunst, nervenmordende, sich bis weit über Mitternacht hinausziehende Kneipen nennt man Erholung. Man glaubt an eine „wonnevolle Jugendzeit" in militärischem Drill. Zur akademischen Freiheit muß man kommandiert werden! Selbst wenn man einmal zu wirklicher Erholung zusammenkommt, etwa zu Sport und Turnen, dann ist man erst zufrieden, wenn die „Ausspannung" in ein System gezwängt und verknöchert ist, wenn sie den Geist des Militarismus atmet. Kommandoton, Schneid, Gleichmacherei. Und man will andere in die gleiche Zwangsjacke stecken. Man kämpft darum, daß die Leibesübungen obligatorisch werden.

Es wäre in der Tat traurig um Deutschlands Zukunft bestellt, wenn — wie so vielfach behauptet wird — diese akademische Jugend, die ihr Deutschtum so stark betont, tatsächlich die Blüte und die Hoffnung der Nation wäre. Aber es gibt noch eine andere Studentenschaft. Es sprießt da eine neue Lebensart, die so erfreulich wachsen kann, weil sie nicht mehr durch tote Götter, unbewegliche Starrheit und eitle Vor-

urteile belastet ist. Die Jugendbewegung hat vor den Toren der *Alma mater* nicht Halt gemacht. Man kann hier in Wahrheit von einer Kultur reden, denn Leib und Geist werden gepflegt, anstatt exerziert. Die gesundheitlichen, volkswirtschaftlichen und kulturellen Schäden des Alkohols sind erkannt. Darum meidet man ihn und sucht reinere Freuden in edler Geselligkeit, Beschäftigung mit der Kunst, in sinnvollem Sport, besonders im Wandern, das willkommene Gelegenheit gibt zur Fühlungnahme mit echtem Volkstum. Fragen der Reform, der Gesundheit, der Siedlung und des Abbaues der Großstadt sind Gegenstand des Nachdenkens. Arbeitsgemeinschaften aller Art geben Zeugnis von dem regen geistigen Leben. Eine langsam um sich greifende religiöse Erneuerung gibt den Unterbau und hilft das Leben neu gestalten. Das Ergebnis ist körperliche und geistige Reinheit, Aufgeschlossenheit für das Zeitgeschehen und rege Anteilnahme an kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Fragen. Vor allem aber wird diese Richtung in der deutschen Studentenschaft gekennzeichnet durch ein ganz neues, weites Gemeinschaftsempfinden — während nahezu jede Korporation Spaltung bedeutet — und durch eine grundverschiedene Haltung den nicht akademisch gebildeten Volkskreisen gegenüber. Hier trifft man keine hervortretende weltmännische Art, sich zu geben, die doch dann nur einen Sinn haben kann, wenn man neben sich andere Menschen glaubt mit einem nicht weltmännischen Auftreten; vor wem sollte man denn sonst hervorzutreten suchen? Vor dem Auge dieser Studenten gibt es keine weniger wichtigen Persönlichkeiten, keine Zurücktretenden, darum fällt alle Sucht zu glänzen von vornherein fort. Darum ist elegante Kleidung, akademische Haltung etc. weniger wichtig. Wichtig ist vielmehr, daß die erkannten Aufgaben am Volk erfüllt werden. Drüben denkt man gar nicht daran, etwas vom Klassen- und Kastengeist aufzugeben, auf Vorteile der Stellung zu verzichten, während hier die Gleichberechtigung aller anerkannt ist, alles Trennende zwischen den Menschen beseitigt wird, ein ganz neues Volksempfinden heraufwächst.

Damit nun nicht der Eindruck entsteht, daß beide Rich-

tungen innerhalb der deutschen Studentenschaft sich die Wage halten, muß hier gesagt werden, daß jene rückwärts orientierte, zu den neuen Zeiterfordernissen ablehnend eingestellte zahlenmäßig stark überwiegt, auch hier in einer so fortschrittlich gesinnten Stadt wie Hamburg. Das hat seine Ursache darin, daß der neue Staat die Verhältnisse im Lande noch nicht so weit umgestaltet hat, daß alle an den Bildungsgütern Anteil haben könnten, die sich berufen fühlen, sondern daß der größere Teil der Studierenden noch immer aus jener streng konservativen Intelligenzschicht kommt, die auch vor dem Kriege die Hochschulen beschickte. Wirkt diese Tatsache nun lähmend auf die Schaffenskraft derer, die als Minderheit so oft drangsaliert oder gar unterdrückt werden? Keineswegs! Es ist Frühling in der deutschen Studentenschaft. Der Frühling kommt mit Weile, offenbart sich erst in Einzelblüten. Doch er wächst, d. h. er kommt mit der unfehlbaren Gewißheit des erweckten Lebens. Keine Macht kann dieses Wachsen auf die Dauer unterdrücken, auch wenn man immer wieder versucht, die jungen Knospen auszubrechen. Und dieses keimende und wachsende Leben offenbart am schlagendsten den fundamentalen Unterschied beider Richtungen. Die eine Richtung, die altes Lebensgut in konserviertem Zustand künstlich am Leben erhalten und der Nation mitteilen will, glaubt an die Zukunft ihrer Ideale, muß diesen Glauben immer wieder erneuern, viel von ihm reden, mit vielen, oft äußeren Mitteln für ihn zu begeistern versuchen. Die andere aber, die im Bunde mit dem Leben steht, weiß, daß ihr die Zukunft gehört. Darum ist ihr Schaffen so viel geräuschloser, sicherer, schreitet von Tat zu Tat, wenn auch diese Taten einem an große Maßstäbe gewöhnten Blick mitunter noch unscheinbar und anfängerhaft erscheinen mögen, während man drüben selten über die Rede hinauskommt.

Wilhelm Hebestreit.

KLEINE BEITRÄGE.

Neue Bücher.

„Geist und Gesicht des Bolschewismus.“ Von René Fülöp-Miller. *)

Ein dickes Buch mit dünnem Inhalt. Für einen Westeuropäer gefährlich; denn es erhebt Anspruch auf objektive Wahrhaftigkeit und suggeriert die entwickelten Ideen mittels eines großen Haufens von Belegen; diese Belege sind aber meistens herausgegriffene Sätze, oft nur Wörter aus verschiedenen Büchern und Reden; auf diese Art kann man jede Anschauung belegen. Aber: „An der Größe dieses Gegenstandes versagen freilich die üblichen Methoden objektiver Kritik“ (Einleitung), d. h. selbst wo man nicht auf den ersten Blick überzeugt wird, soll man im Vertrauen auf Füllöp-Millers außerordentliche Methoden die Richtigkeit des Entwickelten nicht anzweifeln. Aber Zweifel kommen doch auf, Zweifel an Fülöp-Millers Schlußziehungen, ja sogar Zweifel an rein Tatsächlichem, das mit Wahrhaftigkeit geschaut sein soll. Wenn der Verfasser die Seele des russischen Volkes schildern will, so sind seine Beschreibungen kaum verdaulich, zum mindesten lächerlich, wie folgendes Beispiel illustrieren soll:

„Erzählt etwa ein Russe in Gesellschaft, in seinem politischen Klub oder auch auf der Straße ein Ereignis, dann bleibt er nicht lange bei der Schilderung durch Worte: mit einem Mal schnellt er eine seiner Gesten ins Weite, wie einen abgeschossenen Pfeil, womit er einem Anderen aus der Runde das Stichwort gleichsam zuwirft, der dann sofort selbst zum Mitspieler wird. Mutet das Ganze zunächst wie eine sehr erregt geführte Diskussion an, so gliedern sich bald zahlreiche überbetonte Gesten und Worte ein, immer mehr von den Umstehenden beginnen sich an der Inszenierung zu beteiligen. Plötzlich gewinnt die Erzählung lebendige Gestalt: Tisch und Stühle werden mit wenigen Griffen verschoben und stehen nun sogleich in einer eigenartigen Beziehung zueinander und zu den dargestellten Vorgängen; Menschen und Dinge unterliegen von jetzt an neuen und anderen Gesetzen. Erstaunt sehen die Unbeteiligten, die alsbald zum Publikum geworden sind, wie die anfangs bloß erzählte Geschichte plötzlich Wirklichkeit geworden und in den agierenden Menschen, sowie in der improvisierten Szenerie zu voller Realität gelangt ist. Darsteller, Zuschauer, Gegenstände sind aus ihrer früheren dumpfen Alltäglichkeit herausgehoben und dienen dem Entstehen eines Spieles, sei es einer Komödie, sei es einer Tragödie; dies dauert so lange, als die eben dargestellte Anekdote währt, dann fällt das Ganze sogleich in das gewohnte Leben zurück: eine Minute später befinden sich Tische und Stühle an ihren alten Plätzen, die Mitglieder der Tafelrunde sitzen, rauchen, sprechen wieder in dem früheren ruhigen Ton, als wäre nichts vorgefallen.“ (Seite 185.)

Und nun eine Inhaltsangabe:

I. Abteilung: Ersetzung des mit Seele infizierten, individuellen Menschen durch einen seelenfreien Kollektivmenschen, d. h. Masse. Es folgt eine Würdigung Lenins. Die Philosophie des Bolschewismus: Abweisung jeglichen Idealismus, Proklamierung des Utilitarismus. Bolschewismus ist eine Sekte.

II. Abteilung: Behandelt die Kunst: Mechanisierung der Dichtkunst, des Theaters, der Musik. Kunst wird ihrer Aufgabe erst gerecht, wenn sie zum Agitationsmittel wird.

III. Abteilung: Kapitel, die in sehr losem Zusammenhang miteinander stehen. Im großen Ganzen Vergleich der Verhältnisse von einst und jetzt.

Epilog: Der arme Dostojewsky muß herhalten und das voraussagen, was Fülöp-Miller jetzt feststellt.

Für diesen Text, in dem sich sehr viel Altes wiederholt und sehr zweifelhaftes Neues gesagt wird, braucht es 453 große Seiten. — Ausgezeichnet sind aber die Abbildungen. Man hole sich also das Buch (Studentenbibliothek A 1208), schaue die Bilder an und gebe es zurück; dann wird es auch weniger abgenützt.

P. S. Ich habe den Eindruck, daß Fülöp-Miller die russische Sprache

*) Zürich und Wien 1926. Amalthea-Verlag.

mangelhaft beherrscht; mir kommt die Umtaufe der in ganz Westeuropa bekannten „Tschastuschki“ in „Tschaftschuschski“ verdächtig vor; oder sollte das nur ein Druckfehler sein? Auch die Verdeutschungen wie „Bolschewiken“, „Napostowzen“, „Starobradzen“ gefallen mir nicht.

Max Meyer.

*

Daß das einst so verschrieene Mittelalter für uns seine ganze Fülle an Schönheit, Innerlichkeit und Größe langsam zu enthüllen beginnt, ist offensichtlich. Von aller einseitigen Betrachtung dieser Epoche der europäischen Geistesgeschichte gelangen wir allmählich zu einer umfassenden Würdigung. Noch Heinrich von Eicken hat in seinem 1887 erschienenen Werke: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung“ das Wesen dieser christlichen Einheitskultur in einer ausschließlich asketisch-hierarchischen Lebenshaltung gesehen. Erst langsam lernen wir das ganze Gesicht jener Zeit kennen.

Es handelt sich auch gar nicht um eine rein akademische Sache; das beweisen die verbreiteten Quellensammlungen über das Mittelalter, die Johannes Bühler im Inselverlag herausgibt. Oder man denke an die Mystiker Eckhart, Tauler und Seuse, die bei Diederichs in Jena erscheinen.

Für uns Menschen des 20. Jahrhunderts ist das Mittelalter eine Epoche des geschichtlichen Geschehens, die ihren vollen Eigenwert besitzt. Das Mittelalter ist keine „mittlere Zeit“, wie es Renaissance und Reformation haben wollten. Es ist nicht bloßer Übergang. Es ist nicht jene Zeit, die zwischen der Antike und ihrem neuen Aufblühen sich als eine Verwirrung, als ein Unterbruch eines höheren und besseren Lebensgefühles ausbreitet. Es ist auch nicht die Zwischenzeit, die das Urchristentum von der auf die wahren christlichen Grundsätze zurückgreifenden Reformation trennt. Viel näher liegt uns die Stellung der Romantik, für die das Mittelalter ein Land der Sehnsucht war, indem ein geeintes Europa unter geistlicher Führung das unerschütterliche Fundament des Lebens abgab. Man erinnere sich nur an Novalis Schrift: „Die Christenheit oder Europa“, die 1799 erschien und beginnt wie ein reines Märchen, dessen Inhalt nicht wirklich war, aber den man doch ersehnt: Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war. . . . .

Für das katholische Geistesleben hatte selbstverständlich das Mittelalter nie aufgehört, eine maßgebende Bedeutung innezuhaben. Denn der Thomismus ist heute noch die anerkannte Philosophie der Kirche, und die meisten Dogmen haben im Mittelalter ihre Formulierung erhalten. Von größerer Wichtigkeit für eine neue Schätzung dieser Zeit ist es dagegen, wenn nicht unmittelbar kirchlich orientierte Menschen ein erhöhtes Verständnis aufbringen. Für weite Kreise, als deren Ausdruck das kleine Buch von **Paul Landsberg: „Die Welt des Mittelalters und Wir.** Ein geschichtsphilosophischer Versuch über den Sinn eines Zeitalters“ (Bonn 1925) gewertet werden muß, bedeutet das Mittelalter eine Lebenshaltung, die um ihres ewigen Wertes willen immer neuer Verwirklichung in der gegebenen Welt entgegengehen soll. Hier wird das Mittelalter in seinem rein geistigen Gehalte zu einer Norm alles Lebens und aller Geschichte überhaupt.

Welches sind die Gedanken, die das Mittelalter herausbildete, teilweise verwirklichte, und die unserer Lebensgestaltung als Gesetz dienen sollen? Die grundlegende Idee jenes Gedankensystems ist die, daß die Welt ein nach göttlichem Gesetz planmäßig aufgebauter Kosmos sei, in dem jedes Wesen seine Stelle und Aufgabe habe, die seinem Leben Sinn und Zweck verleihe. Die Welt ist beherrscht durch Ordnung. Und die Ordnung ist eine teleologische Ordnung. Jedes Ding ist einmal ein Selbstzweck, aber es erschöpft sich darin keineswegs, denn jedes Ding dient auch einem höheren. Alles, was ist, steht im Dienste der Verherrlichung Gottes, der alles geschaffen hat. Alles erhält seinen tragenden Sinn in seiner unaufhörlichen Bezogenheit seines Schaffens auf Gott. So wie als ethische Formel jener Zeit der *motus rationalis creaturea ad deum* bezeichnet werden kann, so möchte man im ganzen Kosmos, von dem die

mittelalterliche Geisteswelt weiß, diese Bewegung wiedererkennen.

Landsberg sieht in der Geschichte ein wellenförmiges Werden und Vergehen von Ordnung, Gewohnheit und Anarchie. Das Griechentum war zum ersten Male ein geordneter Kosmos, der sich auflöste, um im Mittelalter zum zweiten Male zu erstehen. Heute leben wir im Zustande der Anarchie, die eine neue Ordnung ahnen läßt. Anarchie heißt: Gottahnen, Chaos, Dynamik, Antihistorizismus, Lösung. Ordnung aber ist: Gottesglauben, Kultur, Legende, Bindung.

Man fühlt sich oft erinnert an Gedankengänge, die im George-Kreis wirken; auch Spenglers Periodizität der Geschichte ist in seinen Ausstrahlungen sichtbar. Es handelt sich um eine wertvolle Schrift, die, mit Liebe geschrieben, eine Fülle von feinen Anregungen vermittelt. **B.**

Vorträge.

Die Hochschulvereinigung für den Völkerbund veranstaltet einen Vortrag von **Prof. Eugen Großmann: Betrachtungen zum Ergebnis der Genfer Weltwirtschaftskonferenz.** Freitag, den 24. Juni 1927, im Auditorium maximum (101), abends 8¼ Uhr.

Studenten Fr. —.50, Mitglieder der „Bezirksvereinigung Zürich für den Völkerbund", der „Zürcher Volkswirtschaftlichen Gesellschaft" und des „Wirtschaftswissenschaftlichen Vereines, Zürich" Fr. 1 50. Alle übrigen Fr. 2.—.

Mitarbeiter dieser Nummer.

Dr. Hermann Ganz, Zürich.
Marcus Joffe, phil. I.
Hans W. Hartmann, phil. I.
Fritz Wanner, iur., z. Z. in Bern.
Emil H. Fussek, iur.
Wilhelm Hebestreit, phil. I, Hamburg.
Max Meyer, iur.

FERIEN UND FERIENREISEN

fallen sorgloser und fröhlicher aus, wenn eine Lebensversicherungs-Welt-Polize mit Einschluß des Flugrisikos als Passagier vorher abgeschlossen wird, um gegen die Wechselfälle des Lebens, Eisenbahnunglücke, Autounfälle, Abstürze in den Bergen und drgl. zugunsten von Frau und Kindern versichert zu sein. — Verlangen Sie vor Antritt der Ferien Prospekte und Tarife der

Genfer Lebensversicherungs-Gesellschaft
gegründet 1872

Generalvertretung in Zürich: H. J. WEGMANN-JEUCH (Telephon Selnau 2082)
im Sitz der Gesellschaft „Genfer Haus", Bahnhofstraße 42, Zürich

ZEISS
Mikroskope

Photo- und Projektions-Apparate

Entwickeln und Kopieren in 24 Stunden

Amateur-Kinoapparate

für Normal- und Schmalfilm

Generalvertreter: **GANZ & Co · ZÜRICH**

Bahnhofstraße 40.

Erfrischungsraum
der Grands Magasins
JELMOLI S. A.
Treffpunkt der Studentenschaft / Täglich Künstler-Konzerte

HAUSMANN'S
Urania-Apotheke und Sanitätsgeschäft
ZÜRICH, Uraniastraße 11
empfehlen sich den Herren Studenten für
Ausführung von Rezepten und den Einkauf aller Art Sanitätsartikel und besonders den Medizin Studierenden zur Lieferung aller für Studium und spätere Praxis nötigen Apparate, Instrumente und chemisch-pharmazeutischen Präparate
Feinste engl. und französ. Parfüms, Toiletteseifen, Zahnwasser etc.
Geschenkartikel

Alkoholfreie Wirtschaften
des Zürcher Frauenvereins

1. **Volkshaus zum Blauen Seidenhof,** Seidengasse 7, Zürich 1
2. **Karl der Große,** Kirchgasse 14, Zürich 1
3. **Olivenbaum,** Stadelhoferstraße 10, Zürich 1
4. **Volkshaus Helvetiaplatz,** Zürich 4
5. **Sonnenblick,** Langstraße 85, Zürich 4
6. **Platzpromenade,** beim Hauptbahnhof, Zürich 1
7. **Rütli,** Zähringerstraße 43, Zürich 1
8. **Rosengasse 10,** Zürich 1
9. **Frohsinn,** Gemeindestraße 48, Zürich 7
10. **Lindenbaum,** Seefeldstraße 113, Zürich 8
11. **Neugut,** Bederstraße 99, Zürich 2
12. **Volks- und Kurhaus Zürichberg,** Zürich 7
13. **Volks- und Kurhaus Rigiblick,** Zürich 6

Hauptbureau des Vereins: **Gotthardstraße 21, Zürich 2**

HERREN-MODEARTIKEL

SEIDEN-GRIEDER

DAMEN-MODEARTIKEL

Reitanstalt Seefeld, Zürich 8

Zürichs größte Zivil-Reitbahn

Besitzer: Kav.-Oblt. ROBERT BIGLER

Hufgasse 12, beim Stadttheater

TELEPHON HOTTINGEN 0475 und HOTTINGEN 1047

Gründlicher Unterricht für Damen und Herren
Erstklassiges Pferdematerial - Fortwährend Bahn- u. Terrainreitkurse
Studierende 20 %

Tennis

10 %

Sportsektion

Sporthaus Uto

Bächtold & Gottenkieny

Bahnhofplatz

METROPOL FRAUMÜNSTER-KELLER

DAS LOKAL DER ZÜRCHER STUDENTEN

Buchhandlung und Bücherstube
Dr H. GIRSBERGER u. Cie

Wirtschaftliche Publikationen des Völkerbundes

Großmann, Systèmes de rapprochement économique . . . . Fr. 2.—
Houston, Rationalisation de l'industrie aux États-Unis d'Amérique „ 1.25
Oualid, Les ententes industrielles internationales et leurs conséquences sociales . . . . . „ 1.50
Viner, Mémorandum sur le „Dumping" . . . . . „ 2.—

Zur Weltwirtschaftskonferenz erschien soeben:

Feiler, Neue Weltwirtschaft. Die Lehre von Genf. Mit dem Wortlaut der Entschließungen der Weltwirtschaftskonferenz . . Fr. 1.90

Die wichtigsten volkswirtschaftlichen Publikationen des Völkerbundes sind bei uns stets vorrätig. Ausführliche Kataloge stehen auf Wunsch zur Verfügung.

ZÜRICH KIRCHGASSE 17

„LASST BLUMEN SPRECHEN"

Bleicherweg 10
Ecke Schanzengraben

FRAU E. RÜHL

Telephon: Selnau 5038
Privat S. 6383

empfiehlt sich mit

FEINEN BLUMEN

für Bälle, Verlobungen, Hochzeiten und andere festliche Anlässe, Schleifenkränze

PIANOS

Verkauf — Miete
Streich- u. Blasinstrumente
Grammophone u. Zubehör
Reparatur-Werkstätten

Vorzugspreise für Studierende

Zahlungserleichterung.

HARMONIUMS

Kunstspiel-Klaviere
Violinen — Saiten
Größtes Notenlager
Musik-Leihanstalt

HUG & Co

ZÜRICH
Sonnenquai 26/28 und Helmhaus

Privat-Reitanstalt zu St. Jakob

Zürichs erste und älteste Reitschule

Hptm. Jules Dufour

Universitäts-Reitlehrer

Zürich 4, Müllerstr. 18—24

Telephon Selnau 3362

Gründlicher Unterricht für Damen und Herren.
Gutgerittene Pferde. Tages- und Abendkurse.

Preisermäßigung für Studierende.

Bestempfohlene Pensions-Stallung.

GRAND CAFÉ ODÉON

Zürich 1, Bellevueplatz

Erstklassiges Familiencafé — Eigene Konditorei

Billardsaal

Künstler-Bar
Konzert 4-6, 8-11

ESPLANADE ZÜRICH

Grand Café - Restaurant - Tearoom - Bar

Werner P. May-Otto

Der ideale Erholungsort für alle Studenten!

Entwickeln, Kopieren
Vergrößern
aller Amateur-Aufnahmen

Photo- und Projektions-Apparate

erster Marken in gediegener Auswahl

Aufnahme- u. Heim-Kinos

für Amateure.

Zulauf

vorm. Kienast & Co.

Bahnhofstraße 61, Zürich

„ZÜRICH"

Allgemeine UNFALL- u. Haftpflicht-Versicherungs-A.-G. in Zürich, Mythenquai 2

Unfall-, Haftpflicht- und Automobil-Versicherungen

Auskunft und Prospekte kostenlos

Cigarettes
Waldorf
Immer gleichbleibend gut.
FABRIK IN ZÜRICH

Axelrods Yoghurt gesund und erfrischend

Durch die Führer und Ablagen der Vereinigten Zürcher Molkereien

CHEMISERIE WEGMANN
Strehlgasse 29 Zürich

FEINE HERRENWÄSCHE
HERREN-MODE-ARTIKEL HEMDEN NACH MASS

Filiale:

CHEMISERIE MODERNE
Rämistr. 7, beim Bellevue Zürich